

Pädagogische Explikation zur Freiheit: Das Indianer-Projekt

INTRODUKTION: *poetisch*

Neu, fremd, ein Stück große Welt, Welt der Großen: Eintritt in das Schülerleben – eine Pforte, wie später noch viele andere. Zurück der Garten geborgener Besonderheit. Voraus das Schattenspiel gehobener Vernunft: Ordnung in vielen Gestalten. Im Gesicht, wie Falten eingegraben, Filzstift vom Nachmittag – weil er sich nicht abschrubben ließ, sagt Lukas, Kriegsbemalung? – zugegeben!

Sechs Wochen: Indianersein

Auf der Schulwiese, rechts hinten, liegen die Birkenstämmchen noch vom Maifest. Sie eignen sich für den Bau eines Tipis. Bald sind die Zweige zu einer dichten Hütte verflochten. Die Spielwiese vor dem Zelt aus Laub wird zur Arbeitsstätte. Malpaletten, Pinsel und Farben stehen bereit, in Wellpappe werden eckige Augen geschnitten. Speckstein staubt, wird zu Schmuck und Fetisch. Pappeläste, vom letzten Sturm gestürzt, verwandeln sich in Totempfähle, gekerbt, gesägt, bemalt und eingegraben – für später, wie die kleinen Handwerker entscheiden – für ein Indianer-Schulfest mit Lagerfeuer und Maskentanz. Der will geübt sein. Pauken und Lieder geben den Ton an. Die Masken müssen gut sitzen beim Tanz. Die Federn stiftet der Mathematiklehrer Hansen, ein Vogelzüchter. Lehrerin Kröger sagt Getränke zu, Frau Jürgensen will für Schmalzbrote sorgen. Dann das Fest an einem letzten Sommertag mit Gesang und Feuerwache und Maskentausch im Kreistanz. Bald liegen die Masken wieder am Zelt, wo wegen des Feuers ein Eimer Wasser bereitsteht.

Indianersein als Initiation

Wir setzen indianisch gegen gnadenloses Licht: ein Holzfeuer mit angenehmer Wärme, das rauchigen Duft hinterlässt. Wir ziehen, wie Indianer, die Wiese den Stühlen und Tischen vor. Wir handhaben maskiert: Speckstein, Federn, Pappe, Pinsel, Werkzeug, Holz. Wir besprechen, zeigen, rufen, helfen, erklären, entscheiden. Wir schützen den fragenden Blick durch die Maske, die uns gefällt und tanzen von dort aus – gelassen – uns selbst! Das Tipi steht für den Rückzug bereit – durch ihn ins Schülerleben!



HAUPTSTÜCK: *theoretisch*

Das Ritual¹ kann als sich verselbständigende Herauslösung einer Handlungsmöglichkeit aus ihrem Sinnzusammenhang bezeichnet werden. Diese Definition ist bei genauerem Hinsehen unzureichend. Wird ein Verhalten aus seinem Sinnzusammenhang genommen, dann verliert es seinen Sinn, scheint also *sinnlos* zu werden. Der für das Ritual charakteristische Automatismus scheinen diese Form des Verhaltens zu diskreditieren. Wenn Funktion *Sinn* macht, offenbart das Ritual aber äußerst wichtige Sinnzusammenhänge: Ritualisierung fördert die Kommunikation, sie hemmt die Aggression und sie festigt die soziale Bindung. K. Lorenz hat das an der Tierwelt beobachtet; Ethnologen belegen es durch Beobachtungen der komplexen Sozialstrukturen in Gesellschaften, die von der industriellen Kultur wenig berührt sind; Soziologen weisen überdies profane Ritualisierungen in allen gesellschaftlichen Bereichen nach, wie das Händeschütteln als Befriedungsverhalten oder die angemessene Dauer des Blickkontakts.

Ritual zur Resignation

Ein Blick auf den Zulauf zu sektiererischen Gruppen, deren simplifizierende Weltsicht sich im Denken und in ritualisiertem Verhalten niederschlägt, zeigt natürlich die Brisanz eben jener entmündigenden Aspekte des Rituals. In der Totalität pervertiert das Ritual. Ein die Angst reduzierendes Potential einfacher Weltdeutung führt zur elitären Ignoranz und mitunter auch zur aggressiven Abgrenzung. Das ist ein Rückfall, der, wie wir aufgeklärt wissen, Kultur potenziell ständig durchdringt. Vielleicht kann man hier vom *Ritual zur Resignation* sprechen, weil es dem Individuum den Freiraum zur Entfaltung der eigenen Persönlichkeit nimmt. Wie kann in der positiven Wendung aber das *Ritual zur Freiheit* gedacht werden? Diese Frage stellt sich wegen der psychologischen Wichtigkeit der Alltagsrituale, denen wir auch in der Schule verpflichtet sind.

Ritual zur Freiheit

Das Ritual als Handlungsstruktur bietet nämlich positiv gesehen eine Insel im Chaos möglichen Handelns. Kulturelle Ritualisierung ermöglicht Zusammenhalt. Bräuche, Feste, Zeremonien und andere, nach festen Prinzipien geordnete Handlungsweisen können Halt vermitteln in der zunehmend angstvoll erlebten, wenig Orientierung bietenden Lebenswelt. Dass Kinder Rituale brauchen, wissen wir: Sie vermitteln so etwas wie „verlässliche Wiederkehr“ (Cloer 1994, S. 319). Rituale selbst zu finden, sie mit den Schülern festzulegen, über unbewusst ausgeführte ritualisierte Handlungen zu sprechen, sie ins Bewusstsein zu rufen, kann pädagogische Strategie sein, das befreiende und das bergende Potential des Rituals zu entfalten. Eine positive Form des Rituals bildet sich nicht durch eine andere Form, sondern durch einen anderen Vollzug, ein bewusstes Erleben des Vollziehenden. Wird das Ritual als Hilfe zur Strukturierung begriffen, wird es als bewusst gewählte Handlung gelebt, so verliert sich sein egalisierender Duktus. Im Gegenteil kann vom Ritual aus die unendliche Vielzahl möglicher Interaktionen angstfrei in Angriff genommen werden. Ebenso versucht sich der Denkende von den Begriffen zu lösen, indem er sie als beschränkte Hülsen entlarvt. Und doch gebraucht er sie, da er ohne sie weder denken noch kommunizieren könnte. Er bleibt von ihnen abhängig, wird aber doch frei, wenn er ihre Grenzen kennt. Bejahung unter Einschluss der Negation kann hier Kennzeichen des emanzipierten Umgangs mit der Sprache und dort mit den Ritualen sein und darüber hinaus die Grundlage schöpferischer Impulse bilden, die auferlegten Grenzen kreativ neu zu bestimmen. Wird das Ritual als viables Begreifen, als Nachschreiten einer ins Verhalten gesetzten Bedeutung bewusst erlebt, verhilft es zur Transzendenz. Reflexion der Rituale im Zusammenleben können so die soziale Kompetenz und das Verhaltensrepertoire des Individuums erweitern.

¹ Zum Stichwort *Ritual* liest man im Wörterbuch der Soziologie: „Übung“, „Brauchtum“, expressiv betonte Handlung mit großer Regelmäßigkeit des Auftretens in gleicher Situation und mit immer gleichem Ablauf. Rituale sind zumeist traditional „festgefahren“. Beim Auftreten oder bei der Annäherung entsprechender Situationen tendieren die Verhaltenspartner spontan bzw. ohne besondere Entscheidung über die Funktion und damit den „Sinn“ ihres Tuns zum Ritual. *Ritualisierung* bezeichnet die Herauslösung von bestimmten Handlungsmöglichkeiten aus umfassenden Sinnstrukturen und ihre Verselbständigung zu zeremoniell, unreflektiert ausgeführten Verhaltensmustern. Der Begriff *Ritus* übrigens bleibt weitgehend den sakralen bzw. magischen Handlungen vorbehalten. Das Ritual bezeichnet dagegen auch die profanen, nach festem Schema ablaufenden Verhaltensweisen. Zur psychiatrischen Beschreibung pathologischer Zustände des zwanghaften Wiederholens von Handlungsweisen wird ebenfalls der Terminus Ritual verwendet.



Symbol für die Wahrung der Integrität: Die Maske

Zum magischen Ritual gehört in vielen Ethnien die Maske. Die Indianer Nordamerikas haben in den Katchina ihre Vorstellungen der übernatürlichen Wesen ausgedrückt (s. Abb.: links *Hopi*, rechts *Zuni*). Kein unwichtiger Grund für die Entwicklung der Maskenkunst der Pueblo ist „das Bestreben, Kopf und Gesicht hinter einem vorgehaltenen, ‚applizierten‘ Scheinbild zu verbergen“ (Dockstader 1965, S. 84). Der Gebrauch von Masken ist universell und entspricht einem menschlichen Grundbedürfnis. Der Mensch trägt Masken – ob in der antiken *Persona* zum Ausdruck eines tragischen Charakters oder in der Uniform zum Zeichen gemeinsamer Verpflichtung. Auch der individuelle Selbstentwurf, das Selbstbild, kann als eine Maske bezeichnet werden wie auch die Rolle, die man in sozialen Interaktionen zu spielen hat.

Ein Sinn der *Maske* besteht darin, die sich ständig wandelnde Identität zu stabilisieren, sich zu schützen und ein *Gesicht* zu wahren. Demaskierung wäre gleichbedeutend mit Destruktion der Person. Über den Selbstentwurf hinauszuwachsen, ist nur möglich durch die sukzessive Veränderung des Selbstbildes durch die Wahrnehmung bisher übersehener Qualitäten und Defizite der eigenen Person und der Mitmenschen. Das geschieht bei der glücklichen Lösung jeder Krise, bei jeder Adaption an neue Lebensumstände, wie beispielsweise beim Eintritt in das Schülerleben.



Masken und Rituale stellen Schablonen bereit. Beiden sind die genannten Potentiale eigen: eines zur Konformität, das andere zur Entfaltung der Persönlichkeit durch die Wahrung der Integrität und die Möglichkeit des beobachtenden Rückzugs in einen Schonraum. Von dort aus gestärkt kann ein Anders-Sein entworfen und erprobt werden. In diesem Sinne hat das vorliegende Projekte mit der Erfindung eigener Rituale und Masken nicht nur durch den symbolischen Vollzug, sondern auch praktisch Identitätskrisen beeinflusst.

FINALE: *praktisch*

Die hartnäckige „Kriegsbemalung“ eines Jungen war der Impuls für das Indianer-Projekt. Nachmittags hatte er mit Kindern aus der Nachbarschaft Indianer gespielt und sich das Gesicht mit Filzstiften angemalt. Spuren davon waren noch am nächsten Vormittag zu sehen. Ich fragte nach der Ursache der Flecken und Linien in seinem Gesicht, woraufhin er freudestrahlend vom Indianerspiel und seinem Kostüm berichtete. Mein Vorschlag, uns mit dem Thema „Indianer“ in der Schule zu beschäftigen, fand natürlich spontanen Beifall.

Material: Birkenzweige, Wellpappe, Speckstein ...

Die besagten Birkenzweige hatten im Vorfeld des Projekts bereits für einige spielerische Konstruktionsversuche Verwendung gefunden. Jetzt planten wir konkret: Es sollte ein Indianerzelt entstehen, ein Tipi. Gemeinsam betrachteten wir Abbildungen indianischen Kunsthandwerks. Masken, Bekleidung, Tipis, Schmuck, Körbe, Taschen und Waffen wurden im Zusammenhang ihres Gebrauchs im Alltag besprochen. Diese Anregungen lösten den Wunsch aus, einige Gegenstände selbst herzustellen. Ich bot daraufhin drei verschiedene Beschäftigungen an: den Maskenbau, die Schmuckherstellung und die Arbeiten am Tipi – es sollte mit Gräsern gut abgedichtet werden. Ein weiteres Ziel fassten einige Jungen ins Auge: Sie wollten mit Sägen und Farben einen mächtigen Pappelast bearbeiten und daraus einen Totempfahl herstellen.

Für die Masken gab ich Wellpappe, Federn, Gummiband und Kastanien aus. Flaschen mit Acrylfarbe, Borstenpinsel und Paletten wurden auf der Wiese platziert. Daneben arbeitete die Specksteingruppe. Mit Feilen, Sägen, Spiralbohrern und Sandpapier wurden dort Specksteinreste bearbeitet und mit Federn und Kordeln zu Fetischen gefertigt.

Literatur: Fliegender Stern

In den Arbeitspausen und wenn das Wetter nicht mitspielte, las ich aus dem Buch *Fliegender Stern* von Ursula Wölfel vor. Aus der Kinderperspektive wird darin das Leben der Indianer Nordamerikas geschildert und deren ethnische Problematik gegen Ende des 19. Jahrhunderts beschrieben. Das Buch schließt mit dem *Ich-sah-Tanz* der Indianerkinder. Sie berichten dabei tanzend und singend über ihre Erlebnisse.

Präsentation: Maskentanz und Ausstellung

Wir gestalteten nun unseren eigenen Abschlusstanz nach einem Indianer-Lied. Dazu studierten wir Gesten ein, die im Schritt um das Lagerfeuer den Liedtext interpretierten. Am Festtag wurde es übrigens mehrfach gespielt, die Kinder der anderen Klassen wollten auch tanzen und die Masken aufsetzen. Abseits vom Feuer formierten sich weitere Tanzkreise nach den Rhythmen der Musik und verwirklichten freie Formen mimetischer Darstellung.

Abschließend organisierten die Projektkinder noch eine Ausstellung. Der Hintergrund des Schaukastens wurde zunächst bunt angemalt. Davor fanden die Masken und die Fotos vom Schulfest ihren Platz. Auf den Regalbrettern lag der Schmuck aus, darunter waren Werkzeuge, Specksteinstücke und Federn dekoriert, damit der Betrachter sich ein Bild vom Verlauf der Herstellung machen konnte.



Literatur:

Cloer, Ernst: Alle Kinder stärken - die beste Schule gegen Gewalt. Aufsatz im SVBl 11/94 Niedersachsen
Dockstader, Frederick J.: Kunst in Amerika, Band 1: Welt der Indianer und Eskimos. Chr. Belser Verlag, Stuttgart, 1965